

Bezirksvereine angefordert werden, sich über die hierfür anzuwendenden Mittel gütlich zu äußern. Diese Gutachten sollen von einem der Bezirksvereine oder von einer besonderen Kommission bearbeitet und das Ergebnis der nächstfolgenden Hauptversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden."

— Eine hochinteressante Ausstellung wird vom 16. Juni bis 25. Juli in Berlin im Exerzierhaus, Karlstr. 12 stattfinden. Wir meinen die Fach-Ausstellung des Schlossergewerbes, deren Bedeutung schon daraus hervorgeht, daß S. R. Hoheit Prinz Friedrich Leopold von Preußen das Protektorat übernommen hat. Wie über die Ausstellung berichtet wird, verspricht dieselbe eine glänzende zu werden, wie dies ja bei der jetzt so hoch entwickelten Schlosserkunst nicht anders zu erwarten steht.

— Ueber Modethorheiten hielt jüngst Dr. Meinert aus Dresden einen Vortrag in der zu Leipzig abgehaltenen Hauptversammlung des Landesverbandes für Verbreitung von Volksbildung, dem wir folgendes entnehmen: Es ist ein vielbesprochenes Thema, das Thema von den Modethorheiten. Man könnte bei seiner Erörterung anfangen bei den alten Römerinnen, die sich mit dem Haar der deutschen Frauen schmückten, könnte fortfahren mit den Bartrachten, Perrücken und Köpfen, könnte die stählernen Korsetts beschreiben, in welche die jungen Französinen zur Zeit Ludwig's XIV. sich einschnürten, in den Kreis der Betrachtung ziehen, allein es ist hier nicht Zeit, sich mit der Vergangenheit, mit historischen Betrachtungen zu beschäftigen. Es ist schon genug, das zu betrachten, was auf uns gekommen ist. Selbst harmlose Thorheiten ziehen oft Nachteile für die Gesundheit nach sich. Die Siege an den Hüften können von Nachteil werden, insofern sie die freie Körperbewegung hindern, hohe Stiefeln hemmen gleichfalls dieselbe. Der Modethorheiten bei dem weiblichen Geschlechte, welche die freie Körperbewegung beeinträchtigen, giebt es unendlich viele. Man betrachte nur die mit Schmuck und Putz beladenen Damen, wie sie durchs Leben schreiten, als ob sie eine lange Stange auf dem Kopfe balancierten, wie sie "den Kopf so hoch tragen". Ein großer Unfug ist auch der, sich Verletzungen zum Anhängen von Geschmeide beizubringen. "Eine Dame, die Ohrringe trägt," sagt Redner, "ist für mich eine Wilde," denn es bleibt sich gleich, ob man sich ein Loch durch die Nase, durch die Wange oder durch das Ohr bohrt. Die großen Haartürme sind gesundheitswidrig, nicht minder das Verzerren der Haare über den Kopf. Eine gar zu alberne Thorheit ist das Hereinführen der glatten Haare in die Stirn. Von ferne sieht dies aus, als tauche ein Strohkorn am Horizonte auf. Stroh draußen, Stroh drinnen! Recht schlimm erscheint es, daß die Eltern nicht die Autorität besitzen, solche Thorheiten bei dem Kinde auszurotten. Und doch müssen wir in der Familie anfangen zu reformieren. Der Vater muß vor allem anfangen; leider kann man sich auf die Frauen nach dieser Richtung hin nicht verlassen, sie haben zwar herrliche Tugenden, sie haben aber keinen weiten Blick. Der Vater versteht es jedoch, wenn man sagt, das und jenes bringt Nachteil. Weiter berührte Redner einen anderen Gegenstand der Modethorheiten, die Anwendung wohlriechender Stoffe. Es kann doch hier nur der Grund vorliegen, sich bemerklich zu machen, aber das nachzunehmen, was wir im ganzen Tierreich finden, sich anzulocken, ist doch nicht schön. Die Füße sind durchaus nicht frei von modistischen Umgestaltungen. Normale Füße sehen wir eigentlich in der Kinderstube, später wird der Fuß durch eine ganz falsche Strumpf- und Stiefelform zusammengedrückt, die Fehen liegen eng bei einander. Es ist daher kein Wunder, wenn die Damen so häufig Fußleiden nicht zu unternehmen vermögen. Welch' schlimme Wirkung übt nicht die Einschnürung des Brustkastens auf die Weichteile, auf die Muskeln aus! Im Korsett kann sich die Dame nur bücken wie eine Vachstelze. Die große Wirbelsäule, die durch Muskelstränge gleich einem Schiffsmaße "angetaut" ist, verliert ihren Halt, wenn die Muskelstränge durch das Einschnüren schwach geworden sind. Verkümmungen sind dabei auch außerordentlich häufig; sie treten gerade in dem Alter auf, in welchem die Mädchen anfangen, sich Korsetts anzulegen. Durch das Schnüren werden alle inneren Organe in ihrer Funktion beeinträchtigt, die Atmung geht nur unvollständig vor sich, die Unterleibsorgane drängen sich nach oben, der Magen wird in eine senkrechte Richtung gestellt, woraus sich Magenbeschwerden entwickeln; die Milz wird gequetscht,

und am ausgeprägtesten zeigt sich die Vorlagerung des Dickdarmes, die sogar zu Knickungen führt. Ganz besonders gefährlich wird das Korsett gerade bei der arbeitenden Klasse; es ist bedauerlich, daß auch der Modethorheiten des Korsetts-Tragens, in die Dienstmädchen und Näherinnen hineingefahren ist. Noch sind zwei Seiten der Modethorheiten zu berühren: die moralische Seite und der Geldpunkt. Es ist traurig, was für Geld für Modethorheiten ausgegeben wird; das ruinert ganze Familien. Das charakteristische Merkmal einer wahrhaft vornehmen Person, das ist stets die einfache Kleidung; es wird der wahre Adel der Gesinnung sich stets in der Einfachheit kundgeben. Je einfacher Du gehst, desto besser wirst Du bei anderen Menschen angeschrieben stehen. Modethorheiten bringen Nachteile für unsere Gesundheit, für unsere Moral, sie schwärzen uns selber an. Wie epidemische Krankheiten dazu dienen, daß eine ganze Klasse schwächerer Geschöpfe anderen Platz machen, so lassen auch die Modethorheiten die weiblichen Linien rascher aussterben, die Thorheiten dienen also dazu, die Welt zu regenerieren. Das Blut, das vom Lande den Großstädten zugeführt wird, verjüngt letztere. Diejenigen sind am gesündesten, welche sich auf dem Gebiete der Modethorheiten am jungfräulichsten erhalten haben. Der einzige Weg, zu reformieren, liegt in der Hand der Männer mit ihrem Einfluß auf die Familie.

— In den Fabrikdistrikten Englands beträgt die Kindersterblichkeit nach Th. Laucet 20 Prozent, so daß von 1000 Kindern immer 200 sterben. Die Ursache dieser hohen Ziffer liegt nicht allein in der Unwissenheit und Nachlässigkeit, sondern auch in der Habgucht, da 29 bis 60 Proz. der verstorbenen Kinder mit 25 bis 35 Pfund Sterling für den Fall des Todes versichert sind. In Liverpool wurden in den letzten 5 Jahren 700 Kinder durch ihre meist betrunkenen Mütter im Schlaf erstickt. Was die plötzlichen Todesfälle der Kinder betrifft, so traten 22 Proz. derselben am Sonntag morgen ein, als Folge von Ausschreitungen, die Samstag abends stattgefunden hatten.

— [Der Tenorist Mierzwinski] wirkte einst zur Osterzeit in einem Wohlthätigkeits-Konzert mit. Nach Beendigung des Konzerts fand zu Ehren derjenigen, welche dem wohlthätigen Unternehmen ihre Talente zur Verfügung gestellt, ein Souper statt. Mierzwinski entdeckte bei dem Entfalten seiner Serviette unter derselben ein Dierrei, dem, als er es zerbrach, zehn Doppelkronen entfielen. Der Künstler wandte sich sogleich zu einem Komiteemitgliede und meinte lächelnd: „Wie aufmerksam! Es war Ihnen bekannt, daß ich rohe Eier für meine Stimme sehr nützlich halte, nur eins brachten Sie nicht in Erfahrung: daß mir nur an dem Weihen etwas liegt. Gestatten Sie mir deshalb, Ihnen das Gelbe hiermit für ihre Armen zur Verfügung zu stellen.“

— [„Glückliches Helgoland!“] ruft ein Londoner Blatt aus, indem es in Kürze den Inhalt des über die Verwaltung der Insel dem Parlament vorgelegten Blaubuches aufzeichnet. Die Einnahmen betrugen im Jahre 1888 etwas über 8000 Pfund Sterling, die Ausgaben etwa 7000 Pfund Sterling. Eine öffentliche Schuld hat Helgoland seit 1887 nicht mehr. Verbrechen werden auf der Insel fast absolut keine begangen und deshalb gibt es auch keine Gefängnisse. Allerdings ist der Besuch der Schule für alle Kinder zwischen 6 und 14 Jahren obligatorisch. Die Insel zählt gegenwärtig etwas über 2000 Einwohner.

— Aus Kalkutta in Indien wird berichtet, daß in Ganjam in Indien die Hungersnot zunimmt. In der Vorwoche sind übrigens 1300 Personen an der Cholera gestorben.

— [Folgen der Bauwut.] In Stuttgart stehen zur Zeit nach einer Mitteilung des Polizeiamts 570 Wohnungen mit etwa 2600 Zimmern leer.

Homonym.

Ich jage schnell durch Wald und Feld,
Steh' still im Haus, wo Dir's gefällt,
Dem Forscher leucht' ich hell bei Nacht,
Den Jäger flieh' ich, naht er sacht,
Du findest mich in der Kapelle,
Lebendig stets an heil'ger Stelle,
Doch für des Menschen Tafelfreuden,
Muß Aermster ich den Tod erleiden.

Aufklärung.

Rebus: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.

Samstagsblatt

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

№ 24.

Samstag, den 15. Juni.

1889.

Die Villa am Rhein.

Original-Novelle von Mary Dobson.
(Nachdruck verboten.)

Elisabeth trat nochmals ans Fenster und blickte wiederum sinnend ins Weite. Die Worte der Mutter hatten ihr die Zukunft in traurigen Farben geschildert, sie wußte aber, daß sie Wahrheit enthielten und brauchte nur an einige Beamtentöchter in ihrer Vaterstadt zu denken, die im späten Lebensalter noch angestrengt arbeiten mußten. Ihr dagegen war an der Seite eines Mannes, der sie liebte, ein glänzendes Los geboten, durch das sie auch die Zukunft ihrer Mutter sorgenlos gestalten konnte und bei diesem letzten Gedanken innehaltend, wandte sie sich der Rätin zu und sagte langsam und in entschlossenem Tone:

„Mutter, ich will mich Herrn von Eschenbach anvertrauen und ihm sagen, daß ich ihn nicht mit der Innigkeit der ersten Liebe lieben kann. Begehrt er dann noch meine Hand so —“

„Du wolltest also, Elisabeth?“ rief freudig die Gerichtsrätin.

„Ja, Mutter, dann will ich die Seine werden, möge auch die Welt sagen, was sie wolle.“

Feste schnelle Fußtritte, welche den Corridor herabkamen, sagte ihnen, wen bereits die Ungebuld sich nähern ließ und kaum hatte sich die Rätin in das anliegende Zimmer begeben, als angelockt ward und auf Elisabeths Antwort Gustav Eschenbach vor ihr stand. Die Farbe wechselte auf ihren Wangen, er aber sagte, sie voll Spannung ansehend, nach gegenseitigem Gruß mit bewegter Stimme:

„Fräulein Waldheim, Sie werden meinen Brief erhalten und ihn erwogen haben; welche Antwort habe ich von Ihnen zu erwarten?“

Elisabeth schwieg mit abgewandtem Gesicht und ihr Schweigen als Befangenheit deutend, war er im Begriff, es zu unterbrechen, als sie, ruhig zu ihm aufblickend, erwiderte:

„Herr Eschenbach, ehe ich auf Ihren Brief eingehe, muß ich Ihnen eine Mitteilung machen, die ich meinem Gewissen gemäß Ihnen nicht vorenthalten darf.“

„Was könnte das sein, Fräulein Waldheim?“ fragte er einigermaßen überrascht. „Denn Sie scheinen der Ansicht, daß es auf die innersten Winke meines Herzens Einfluß auszuüben vermöchte.“

„Sie tragen mir mit Ihrer Hand auch Ihre Liebe an,“ antwortete Elisabeth so ruhig wie vorher, „mein Herz aber gehörte bis vor kurzem noch einem anderen.“ Dieser Erklärung folgte eine augenblickliche Pause, dann aber erwiderte Gustav Eschenbach mit tiefer bewegter Stimme:

„Sie sprechen von der Vergangenheit, Fräulein Waldheim, es steht Ihnen also frei, Ihr Herz mir zuzuwenden. Wollen Sie nach dieser Erklärung mich zu Ihrem Vertrauten machen?“

Sie nahmen Platz und Elisabeth erzählte ihm von ihrer Neigung zu Helbert Wendtorff, welche dieser erwiderte und wie sein Vater derselben ein so jähes Ende gemacht. Als sie ihren Bericht mit einem tiefen Seufzer geschlossen, sagte er, einen Blick unveränderter Liebe auf sie heftend:

„Und haben Sie geglaubt, Fräulein Waldheim, das, was ich aus ihrem Munde erfahren, könne je meine Meinung zu Ihnen ändern? — Nein, ich ehre und achte Sie nach dieser Mitteilung um so mehr und werde, falls Sie es mir gestatten, durch meine Liebe die Ihrige zu erwerben suchen. Wollen und können Sie nach dieser Erklärung eines rechtschaffenen Mannes mir Ihr künftiges Lebensglück anvertrauen?“

Einen Moment noch zauderte Elisabeth, dann reichte sie ihm ihre Hand und wenn auch wiederum die Farbe auf ihren Wangen wechselte, blickte sie dennoch ruhig in seine erregten Züge. Er sagte die Hand fest in die seine, führte sie an seine Lippen und fast überwältigt von dem Gefühl seines Glückes, sprach er, nur ihr vernehmbar:

„Gabe Dank, Elisabeth, und nimm die Versicherung, daß Du diese Stunde nie bereuen wirst, daß ich es aber als meine Lebensaufgabe ansehen werde, Dein Glück zu sichern“ und die nicht Widerstrebende in seine Arme schließend, ließ sie in der Erregung, welche sich auch ihr bemächtigte, es geschehen, daß er ihren Mund für's Leben durch den Verlobungskuß besiegelte.

Einige Tage nach der in Wiesbaden stattgehabten Verlobung von Gustav Eschenbach und Elisabeth Waldheim, welche daselbst keine Beachtung fand, in der Vaterstadt der Braut aber, da die Vormünder davon benachrichtigt worden, bekannt zu werden begann, saß in einem Separatzimmer der Bahnhofsrestauration zu Frankfurt am Main eine muntere kleine Gesellschaft, welche eben ein außerordentliches Mittagmahl beendet. Sie bestand aus Gustav Eschenbach, seiner Schwester, seinem Schwager, dem Major von Falkenberg und dessen sechsjährigem einzigen Sohne, dem Stiefkinde der Majorin, welche keine eigene besaß. Ein unerwartetes Ereignis hatte sie schnell zusammengeführt. Ersterer hatte in Baden, wohin er seine Braut und künftige Schwiegermutter begleitete, von seinem Geschäftsführer mit mehreren anderen Briefen auch einen seiner Schwester erhalten, in welchem sie ihm die Verlegung ihres Gatten von Posen nach Düsseldorf anzeigte, wo er der nahen Manöver wegen zur bestimmten Zeit sein müsse. Sie ersuchten ihn daher, nach Frankfurt zu kommen, da sie daselbst einige Stunden verweilen würden; eine Aufforderung, welcher er wenigleich er sich nur ungern von seiner Braut trennte, dennoch Folge leistete.

Als nach eingenommenem Mahl der kleine Walter an einem zweiten Tische beschäftigt war, einige Schachteln auszupacken, welche

der Dunkel ihm aus Baden mitgebracht, fand unterdes eine leb-
hafte Unterhaltung der Geschwister statt, die sich während längerer
Zeit nicht gesehen. Nachdem man die Briefe ergänzt und sich
nachträglich darüber ausgesprochen, sich gegenseitig, einander näher
gerückt zu sein, sagte der Major zu seinem Schwager:

„Also noch immer Junggesell, Gustav? — Hat noch kein
weibliches Wesen Dich so dauernd zu fesseln vermocht, um mit
Dir die schöne Villa am Rhein zu beziehen, die wohl bald vollendet
sein wird?“

„Was die Einrichtung betrifft noch nicht,“ entgegnete Gustav
Eichenbach, die eigentliche Frage umgehend.

„Gedenkst Du auch im Winter dort zu wohnen?“ fragte
die Majorin, welche in ihrem Herzen den Bruder um die schöne Be-
sitzung beneidete.

„Ich weiß es noch nicht,“ lautete dessen zögernde Antwort.
„Du willst die Entscheidung wohl Deiner künftigen Gemahlin
überlassen?“ meinte lächelnd der Major, voll Behagen die kostbare
Cigarre rauchend, welche sein Schwager ihm präsentiert hatte.

„Dann wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht be-
wohnt,“ antwortete scherzend seine Gattin, „denn Gustav wird
nie eine Frau finden, welche allen seinen Ansprüchen genügt.“

„Und wenn das dennoch möglich wäre?“ entgegnete der Bruder,
mit einem schnellen Blick den Knaben streifend, welcher jedoch so
eifrig beschäftigt war, daß er darüber die Erwachsenen gänzlich
vergessen zu haben schien.

„Sollte dies gar schon geschehen sein, Bruder?“ rief lebhaft
die Majorin. „Du machst mich neugierig und vielleicht hängt
auch die Sache mit Deiner uns unerklärlichen Anwesenheit in
Wiesbaden und Baden zusammen.“

„Die ist doch zur Sommerzeit und wenn man einmal dem
Genuß nach Vergnügen leben will, so unerklärlich nicht,“ versetzte
ausweichend Gustav Eichenbach. „Auch werde ich diesen Nach-
mittag nach Baden zurückkehren.“

„So ist das nicht ohne Grund,“ sagte Erstere schnell, den
Bruder forschend betrachtend. „Kamst oder willst Du uns nicht
zu Deinen Vertrauten machen, denn Du wirst doch überzeugt sein,
daß wir uns freuen würden, dich endlich als glücklichen Gatten
zu sehen.“

„So wünscht mir Glück,“ unterbrach mit sichtlich Bewegung
ihr Bruder, „denn ich habe mich in der That vor drei Tagen
in Wiesbaden verlobt.“

„Verlobt?“ wiederholten überrascht der Major und seine
Gattin und letztere setzte schnell hinzu: „Dann nimm meine herzlichsten
Glückwünsche, Gustav.“

„Ebenfalls die meinigen,“ sagte auch der Major, dem Schwager
die Hand reichend. „Wer aber hätte das denken können, zumal
Du keinen Verlobungsring trägst.“

„Den habe ich hier,“ entgegnete in heiterem Tone der Bräu-
tigam und ihn aus der Tasche nehmend, steckte er ihn an den
Finger. „Ich habe ihn abgezogen, damit Ihr nicht sogleich mein
Geheimnis entdecken solltet.“

„Und nun erzähle uns von Deiner Braut,“ rief lebhaft
seine Schwester. „Ist sie das Ideal, nach welchem Du so lange
gesucht?“

„Ja, Karoline, das ist sie,“ erwiderte mit tiefer Empfindung
ihr Bruder.

„Also jung und schön?“

„Und mit ungewöhnlichen Herzens- und Geistesvorzügen und
einem früh gereiften Charakter ausgestattet.“

„Auch reich?“ fragte der Major seinen sichtlich erregten
Schwager.

„Nein, Ewald, reich ist sie nicht, sondern die Tochter einer
Beamtenwitwe und hat seit dem Tode ihres Vaters ihren Lebens-
unterhalt durch Unterrichten erworben.“

Ein Ausdruck der Enttäuschung überflog das Gesicht der
Majorin, das jetzt in jedem Zug ihren hochfahrenden und zugleich
engherzigen Charakter verriet; ihr Gatte aber hüllte sich in dichtere
Rauchwolken.

Gustav Eichenbach entging dies nicht und das Schweigen
unterbrechend, sagte er mit leichter Verstimmung in Ton und
Blick:

„Ich sehe, meine Mitteilung hat Euch überrascht.“

„In der That,“ entgegnete seine Schwester. „In Deiner
Lebensstellung, einer der ältesten Familien der Provinz ange-
hörend. —“

„Heirate ich Elise Waldheim, die einzige Tochter des ver-
storbenen Gerichtsrats Waldheim.“

„Die gleich ihrer Mutter, denn ich nehme an, daß diese
noch lebt, sich freut, ganz unerwartet versorgt zu werden“, fuhr
mit leichtem Spott die Majorin fort.

„Karoline!“ rief vorwurfsvoll ihr Bruder.
„Gewiß, Gustav, denn Du wirst doch nicht behaupten, daß
sie Dich aus Liebe heiratet!“

Eingedenk der Mitteilung seiner Braut an ihrem Ver-
lobungstage überflog Gustav Eichenbachs Gesicht ein tiefer
Schatten, welcher dem scharfen Auge seiner Schwester und auch
seinem Schwager nicht entging; beide wechselten schnell einen
bedeutungsvollen Blick, den wiederum ersterer bemerkte und ernst
und mit Nachdruck erwiderte:

„Ich würde meine Braut nicht so hoch schätzen, wie ich es
thue und es würde ihrem edlen Sinne wenig entsprechen, wollte
sie für mich, den viel älteren Mann, schon eine leidenschaftliche
Liebe an den Tag legen. Aber im Besitz ihres vollkommenen
Vertrauens fühle ich ihre Zuneigung täglich zunehmen und wenn
Ihr sie erst kennen gelernt —“

„Das wird wohl so bald nicht geschehen können“, antwortete
mit leichter Verstimmung die Majorin, „da Ewald zu den Ma-
növern geht, ich aber unser Haus einrichten muß.“

„In unserer Hochzeit werdet Ihr doch kommen?“ fragte
ebenfalls verstimmt ihr Bruder.

„Wann findet sie statt?“ kam schnell der Major einer
vielleicht unfreundlichen Antwort seiner Gattin zuvor.

„Elisabeth hat meinem dringenden Wunsch nachgegeben und
so haben wir dazu die erste Woche des Oktobers, den Tag aber
noch nicht festgesetzt.“

„Bis dahin bin ich zur Disposition“, erwiderte freundlich
der Major, welcher es mit dem reichen und ebenso uneigen-
nützigen Schwager nicht verderben wollte.

„Ich werde meiner Braut und ihrer Mutter Eure Zusage
mitteilen“, entgegnete Gustav Eichenbach in sichtlich weniger
heiterer Stimmung als vorher.

Das Gespräch wandte sich nun noch eine Weile gleich-
gültigeren Dingen zu, dann sagte ihnen eine lebhafte Bewegung
auf dem Bahnhofe und in den Wartesälen, daß der Augenblick
der Trennung gekommen und es Zeit zum Aufbruch sei. Vor
dem Eisenbahnwagen, den die Familie Falkenberg bestieg,
trennten sie sich weniger herzlich, als sie sich vor einigen Stunden
begrüßt und als der Zug abgefahren, wandte Gustav Eichenbach
sich ernst und nachdenklich der Richtung zu, von wo er sich
bald nach Baden zurückbegeben sollte.

4.

Elisabeth Waldheims Verlobung hatte in ihrer Vaterstadt
die allgemeinste Teilnahme erregt und Freunde und Bekannte
hatten sich über ihr Glück, wie sie es nannten, gefreut und ihr
dies auch in herzlichster Weise zu erkennen gegeben, was sie
ruhig und freundlich entgegengenommen. Sie war keine glück-
und liebestrahelnde, doch eine selten schöne und sichtlich zufriedene
Braut, deren Mutter die Freude über ihre Heirat ihrer Tochter
unverhohlen an den Tag legte.

Auch Herr Wendtroff hatte davon und zwar mit sehr ge-
teilten Empfindungen gehört, denn wenn er auch dadurch die
Gewißheit hatte, daß sie für seinen Sohn, dessen zwar weniger
energischen als andauernden Charakter er kannte, verloren war,
so berührte es ihn wiederum peinlich, ihr durch einen anderen
ein noch glänzenderes Los zu teil werden zu sehen, als sie
an der Seite seines Sohnes gehabt haben würde.

So ging denn aller Meinung nach Elisabeth Waldheim
einer glücklichen Zukunft entgegen, die auch schon durch die
Liebe und Fürsorge ihres künftigen Gatten im Fall eines früh-
zeitigen Todes gesichert war, denn man hatte durch ihre Vor-
münder erfahren, daß er ihr die Villa am Rhein mit großem
Garten, wie auch ein Vermögen, welches selbst für verwöhnte
Ansprüche hinreichte, gerichtlich hatte verschreiben lassen. Ihre
Bekannten aber waren auch der Ansicht, daß sie Helbert Wend-
troff vergessen werde und vergessen müsse.

Ihre Freundin und deren Mutter jedoch, die vermittelte
Doktor Stein, glaubten nicht, daß sie die erste Reizung ihres
jungen Herzens schon ganz überwunden, denn als Hermine ihr
zur Verlobung Glück gewünscht, hatte sie diese fest umschlossen
und die treue Kindheitsgespielin hatte auf ihren Wangen zwei

heiße Thränen gefühlt. Und als darauf die Doktorin Stein ihr
die Wünsche ihres Herzens ausgesprochen, hatte sie erwidert:

„Wenn die Liebe und Fürsorge eines Gatten das Glück einer
Frau zu begründen vermag, so werde ich gewiß glücklich werden.“

„Und Du, Elisabeth, liebst Du auch Deinen künftigen Gatten?“
hatte Erstere mit einem forschenden Blick auf das abgewandte
Gesicht gefragt.

„Ich ehre und schätze ihn wie einen teuren Freund und werde
ihn gewiß lieben lernen, doch bedarf mein Herz dazu der Zeit.“

„Elisabeth,“ unterbrach traurig die mütterliche Freundin
„hast Du auch recht gehandelt?“

„Gustav weiß alles, Frau Doctorin,“ flüsterte Elisabeth.
„Ich habe ihm vor unserer Verlobung alles anvertraut und er
ist zufrieden, ist glücklich.“

Die Trauung war auf den ersten October festgesetzt und sollte in
der Kirche stattfinden, nach derselben aber das Hochzeitsmahl in
der Wohnung der Rätin. Zu dieser waren nur die ältesten Freunde
der Familie und einigen Freundinnen der Braut eingeladen.

Hierauf wollten die Neuvermählten die Reise nach dem Rhein
antreten. Gustav Eichenbach, seine Schwester und sein Schwager
wurden am Tage zuvor erwartet. Elisabeth kannte ihre neuen
Verwandten nur aus zwei Briefen, welche sie infolge der Verlobungs-
anzeigen von ihnen erhalten. Der Major von Falkenberg und
seine Gattin hatten sie als ihre demnächstige Schwägerin begrüßt
und beglückwünscht und die Majorin hinzugefügt, sie hoffe, die
Verbindung werde das Glück ihres Bruders begründen, der seines
edlen Charakters wegen jedes Glückes würdig sei, das allerdings
nicht durch Geld und Gut zu erkaufen sei.

Diese letzte Bemerkung hatte Elisabeth zu denken gegeben,
sie war fest geneigt, sie als eine absichtliche zu deuten und war
dann in den Augen der Majorin von Falkenberg nur die arme
Braut von Gustav Eichenbach. Dieser Gedanke reizte ihr Selbst-
gefühl, empörte ihren Stolz; sie blickte mit flammenden Augen
und hochgeröteten Wangen auf die schön geschriebenen Zeilen,
steckte diese dann in das Couvert und beschloß ihre neuen Ver-
wandten mit ruhiger Gemessenheit zu empfangen.

Der letzte Brief, welchen sie als Braut von Gustav Eichenbach
erhielt und der ihr wiederum seine ganze tiefe Liebe, das Glück,
sie zu besitzen ansprach, schloß mit den Worten:

„Nur noch einige Tage und ich darf Dich ganz die Meinige
nennen, teuerste Elisabeth und dieser Gedanke erfüllt mich mit
unaussprechlicher Seligkeit. Habe nochmals Dank, daß Du Dein
künftiges Geschick mir anvertraut und laß es meine Sorge sein,
daß Du dies keine Minute Deines Lebens bereuest.“

Elisabeth las den Brief mehrere Male, bis sie sich sanft
umfaßt fühlte und sich umwendend in das Gesicht ihrer Mutter
sah, die ihr forschend entgegenblickte. Sie umschlang sie mit beiden
Armen und das Haupt an ihre Brust bergend, sagte sie tief
gerührt: „Mutter, ja, ich will ihn glücklich machen, will selbst
glücklich werden und mit jedem Gedanken, mit allen Gefühlen
meines Herzens ihm anhangen.“

„Amen,“ erwiderte die Gerichtsrätin, die geliebte Tochter bewegt
an ihre Brust drückend, „Amen und Gottes Segen möge immerdar
mit Dir sein, mein teures Kind! — Tritt mit ihm Dein neues
Leben zuversichtlich an und alles wird und muß gut werden.“

Elisabeth hatte bereits alle Vorbereitungen zum Scheiden
aus der Heimat getroffen und die ihre Ausstattung enthaltenden
Kisten waren abgeschickt worden. Was sie sorgsam eingepackt
zurückließ, sollte ihr die Rätin verwahren und sie wollte später
darüber verfügen. Es waren Andenken aus ihrer Kinderzeit und
ersten Jugend und manche Thräne war beim Ordnen der ihr
teuren Gegenständen geflossen. Sie schloffen für sie ungeachtet
der Arbeit und Entbehrung eine glückliche Vergangenheit ab, denn
was — was mochte ihr die Zukunft bringen, die zwar allem
menschlichen Ermeßen nach glänzend und sonnenklar vor ihr lag? —

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

!? **Südenscheid**, 11. Juni. Aus allen Gegenden werden
Klagen laut über die Verwüstungen, welche der Eichemwidler,
Portrix viridana L., in unseren schönen deutschen Eichenwä-
ldern verrichtet, ja, wie er dieselben auf die Dauer in ihrer
Existenz bedroht. Auch die Wälder unserer Gegend haben
schwer darunter zu leiden. Ueber die Bekämpfung desselben
schreibt Professor Dr. Sandois in Münster, Vorsitzender der

zoologischen Section für Westfalen und Lippe, eine Autorität
ersten Ranges auf diesem Gebiete: „Der Mensch mit aller seiner
Klugheit ist allein solcher Verwüstung gegenüber ohnmächtig.
Aber im Bunde mit geeigneten Hülfsgeossen vermag er doch vieles
zu leisten; und solche Hülfsgeossen sind die Vögel, namentlich
die Stare, welche mit Vorliebe diese kleinen Raupen als Erst-
lingsfutter für ihre Jungen wählen. Vom Morgengrauen bis
zur sinkenden Nacht kann man sie immer mit gefülltem Schnabel
den Nestern zuschlagen sehen; und das räumt auf, das giebt
Rettung! Auf unserem zoologischen Garten haben wir ziemlich
viele Eichen, aber kein Blatt ist zerfressen oder verzehrt. Da-
gegen nisten dort ganze 50 Starpärchen, welche eine zahlreiche
Schar Jungen mit solchem Raupengeschleiß groß zu füttern
haben. Auch auf dem Gute Hülschhoff ist die bedeutende Hüls-
straße der Stare deutlich zu erkennen; soweit dort die Eichen-
wälder von den zahlreichen Staren bestrichen werden, sind die
Bäume aufs schönste belaubt, weiterhin aber stehen die Bäume
zerfressen und rattenkahl da. — Die Stare nisten nur in Höhlen;
da aber die hohlen Bäume meist lange verschwunden sind, so
komme man diesen zutraulichen und nützlichen Vögeln durch Nist-
kästchen möglichst entgegen. Man schaffe ihnen geeignete künst-
liche Brutstätten in Stadt und Dorf, in Gehöft und Wald
durch Aufhängen von Nistkästchen und die Stare werden solche
Günst reichlich lohnen. Auch für Meisen und andere insekten-
fressende Vögel sind in ähnlicher Weise Brutstätten zu schaffen;
der Vogelschutzverein und die zoologische Section wird jedem
gern mit Rat und That behülflich sein, der dabei mitwirken
will.“ Möge der dringende Mahnruf des Herrn Professor Dr.
Sandois nicht ungehört und unbefolgt verhallen.

— [Der Mai.] Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß
kein Tag des Monats Mai in diesem Jahre kälter war, als er
nach dem hundertjährigen Durchschnitte sein sollte. Auch die
Berliner Vossische Zeitung konstatiert, daß, so lange überhaupt
wissenschaftliche Wetter-Beobachtungen in Berlin angestellt werden,
also seit 1719, noch kein Mai so warm war, wie der diesjährige.
Er war noch etwas wärmer, als durchschnittlich der Juli sein
muß. Gegen seine 19,2 Grad Celsius hatten die wärmsten
Mai-Monate seit 1719 folgende Durchschnittswärme: 1751:
17,8, 1801: 17,5, 1833: 17,6, 1865: 17,9 und 1868: 17,8
Grad Celsius. Der kälteste Mai war im Jahre 1740 (8,9
Grad) und 1864 (10 Grad). Eine Beantwortung der vielfach
aufgeworfenen Frage, ob der ganze Sommer ähnlich warm sein
wird, wie dies der Mai war, erscheint aber vom wissenschaft-
lichen Standpunkte aus, wie aus den Erfahrungen der früheren
Jahre, ganz unmöglich. Der Witterungsverlauf in den vor-
genannten Jahren mit warmen Mai war ein durchaus ver-
schiedener.

— [Die Rauchbelästigung in großen Städten.]
Das große Wachstum der Stadt Berlin und die fortwährend
in der Zunahme begriffene Gewerthätigkeit hieselbst haben in
verschiedenen Kreisen von neuem die bereits viel erörterte Frage
angeregt, wie die durch die Feuerungen der gewerblichen An-
lagen hervorgerufene Rauch- und Rußbelästigung vermieden
werden kann. Auf Anregung eines Mitgliedes des hiesigen
Bezirksvereins deutscher Ingenieure ist ein Ausschuß gebildet
worden, der diese Frage zum Gegenstand der Besprechung ge-
macht hat und zu dem Schluß gekommen ist, daß diese Frage
nicht leicht genommen werden darf, sondern daß es für das
Gemeindewohl vorteilhaft sein wird, die Mitwirkung der vielen
erfahrenen Techniker zu erbitten, welche der deutsche Ingenieur-
verein besitzt. Die Staatsbehörden gehen seit längerer Zeit da-
mit um, Polizeiverordnungen über die Rauchverhütung zu er-
lassen oder ersichernde Bestimmungen in die Genehmigungs-
urkunde für gewerbliche Feuerungsanlagen einzuführen. Was
für Berlin Vorschrift wird, dürfte bald Nachahmung in anderen
großen Städten des Reiches finden. Daher wird es für die
Industrie wichtig sein, selbst die Lösung der Aufgabe in die
Hand zu nehmen und auf diese Weise zu verhüten, daß nach-
theilige Festsetzungen seitens der Behörden getroffen werden. In-
folge dessen hat der genannte Bezirksverein folgenden Antrag
für die L.-D. der vom 4—8 August ds. Js. in Karlsruhe
tagenden Hauptversammlung des „Vereins deutscher Ingenieure“
zu bringen beschloffen: „In Erwägung, daß die Beseitigung
der Rauch- und Rußbelästigung in großen Städten immer dring-
licher wird, beantragt der Berliner Bezirksverein, daß sämtliche